

Pressestimmen zu Projekten von Mats Staub (Auswahl)

Meine Grosseltern

„Beim Zuhören entstehen Bilder fremder Menschen, und erstaunlicherweise (re)konstruiert man dabei auch die Erinnerung an die eigenen Grosseltern. Sehr merkwürdig: Die Beschäftigung mit dem Schicksal ganz fremder Menschen führt zurück zur eigenen Geschichte. Was als Besuch bei Fremden beginnt, wird zu einer Art Selbstvergewisserung.“
Theater heute, 8/9 2009

„Je länger man sich durch die Geschichten von Krieg, Eisernem Vorhang und Ehealltag zapft, desto heillosen scheinen sich Erinnerungen und Legenden zu verstricken, sodass man letztlich über die Grosseltern genauso viel erfahren hat wie über die Verdrängungs- und Mythologisierungstrategien ihrer Enkel. Vor allem aber gelingt es Staub, bei-läufig das Verhältnis zwischen Individuellem, System- und Generationstypischem herauszuarbeiten.“
Der Tagesspiegel, 17.06.2009

„Die Stimmen aus den Kopfhörern vermitteln eine besondere Intimität. Der Sprachduktus der Erzähler und ihr Hang zur Interpretation machen das Zuhören zu einem persönlichen Erlebnis, zu einem Lauschen ins Private, das hier unvermeidlich politisch wird.“
Der Standard, 27.05.2009

„So sonderbar das Buch im ersten Moment wirkt, so wunderbar erweist es sich beim Eintauchen ist diese verdichtete Welt von Geschichte und Geschichten. (...) Ein Gesamtkunstwerk: kurz, prägnant und wunderschön von A bis Z.“
P.S. Buchbeilage, 17.03.2011

Feiertage

„Das Gesicht wird zum Ort des Theatralischen. Die Befragten werden zu Projektionsflächen, die Zuschauer dichten ihnen Geschichten an oder denken an Selbsterlebtes. Mittels der anregenden Installation gelingen Gedankensprünge und Diskussionen mit anderen über die kniffligste Frage.“
Neue Zürcher Zeitung, 21.01.2011

„So kann man die raffinierte Installation mit detektivischem Ehrgeiz, zur spielerischen Selbstbefragung oder mit soziologischem Interesse betreten. Oder aber das Antworten delegieren und den Befragten zuschauen, wie sie nachdenkend, stumm zählend und mit Zahlen erzählend ihr Leben Revue passieren lassen.“
Tages-Anzeiger, 20.01.2011

Metzgergasse 2011

„Die Vielseitigkeit der ehemaligen Metzgergasse hat Mats Staub in schillernden Porträts eingefangen. Es ist, als würde man im Lärm landender Flugzeuge auf einmal ein Flüstern vernehmen. Es sind Stimmen vergangener Zeiten, die bei genauem Hinhören ihre Geheimnisse offenbaren, von Alltag, von Leid und Freude, und so die Gasse zur lebendigen Bühne werden lassen.“
DRS 2, 19.06.2011

Die Namen der Liebe

„Entstanden sind kurze Videos, die oft nicht viel länger sind als ein Liebeslied. Und doch steht jede Namensreihe für ein ganzes Liebesleben. Und man beginnt sich selbst an all jene Menschen zu erinnern, die man geliebt hat: die Verflorenen, die Überschätzten, die Unerreichbaren und die Unsterblichen.“
Tages-Anzeiger, 16.04.2012



PHOTO: TOP / BELORBURG

65

Kunst global
UBS und Guggenheim
New York spannen
zusammen. Seite 66

Samir
Das Festival in Nyon
ehrt den umtriebigen
Filmemacher. Seite 69

Es lebe die Siesta
Von den Freuden und
Verführungen des
Mittagschlafs. Seite 67



FOTO: J. W. TESSERALES

Mats Staub, Reisender in Sachen Erinnerung, hat für «Im Namen der Liebe» in der Gessnerallee Zürich Menschen zur Liebe ihres Lebens befragt. (Zürich, 12. April 2012)

Aktuelle Projekte

- **Audio-Ausstellung** «Meine Grosseltern». Bis 20. Juni im Salzmagazin in Stans.
- **Audio-Besichtigung** «Bundesplatz». 24. April bis 12. Mai in Luzern in Kooperation mit dem Kleintheater.
- **Installation in progress** «Die Namen der Liebe». 13. bis 28. April an der Gessnerallee, Zürich.
www.matsstaub.com

Anhang

Einfach mal zuhören

Der Berner Mats Staub sammelt Erinnerung – und schafft damit frappante Kunstprojekte im Spannungsfeld zwischen Journalismus und Wissenschaft, Theater und Ausstellung. *Von Simone von Büren*

Mats Staub hat Journalistik studiert – weil man als Journalist die Lizenz für Neugierde hat. Heute würde ihn auch eine Ausbildung zum Privatdetektiv reizen. Beiden Berufen gemein ist: Man kommt den Menschen nah. Erfährt, wie sie reden. Woran sie sich erinnern. Wie sie ihr Leben sehen. «Nachbarn sind doch spannend», meint er lachend in einem Café am stark befahrenen Luzerner Bundesplatz. Dort recherchiert er zurzeit für ein neues Projekt: die Audio-Besichtigung «Bundesplatz». Täglich führt er Gespräche mit Leuten, die hier leben und arbeiten, mit den portugiesischen Inhabern einer Wäscherei, mit einem israelischen Hauswart, mit einer 87-jährigen Luzernerin, die seit 1946 am Platz wohnt.

Die Leute reden, Mats Staub hört zu. Mit seinen Gesprächskunstprojekten, mit denen er seit acht Jahren ein internationales Publikum von Bern bis St. Petersburg begeistert, archiviert er Erinnerungen. Nicht Prominenz, Drama und Anekdoten interessieren ihn, sondern das Unscheinbare und die Zwischentöne. Interessant wird es für ihn dann, wenn jemand das zusammenpuzzelt, was noch nicht durch hundertmaliges Erzählen abgeschlossen ist. «In dem Moment, in dem sich jemand zum ersten Mal an etwas erinnert, spricht die Person langsamer, ihre Stimme be-

kommt einen speziellen Klang.» Diese Momente versucht Staub einzufangen. Der 40-Jährige spürt den feinen Fäden zwischen Biografie und Zeitgeschichte, Biografie und Ort nach. In der Audio-Ausstellung «Meine Grosseltern» – 2008 im Rahmen des Theaterfestivals «auawirleben» in seiner Heimatstadt Bern entstanden, 2009 zu den Wiener Festwochen eingeladen und seither in zehn Städten weiterentwickelt – lässt er Enkel vom Leben ihrer Grosseltern erzählen. In der Video-Installation «Feiertage» zeigt er Menschen zwischen 20 und 89 Jahren, die stumm zählend ihr Leben Revue passieren lassen, um dann allein mit einer Zahl auf Fragen zu antworten wie «Wie viele verschiedene Berufe hast du ausgeübt?» oder «Wie viele gute Freunde hast du verloren?»

Was uns alle umtreibt

Mit der Audio-Besichtigung «Metzgergasse 2011» realisierte Staub sein erstes Projekt im öffentlichen Raum. Während mehrerer Monate sprach er mit Anwohnern und Geschäftsinhabern an der einst als Rotlichtbezirk verrufenen Berner Rathausgasse. Die redigierten Gespräche machte er nach Hausnummern geordnet auf iPods verfügbar, mit denen die Besucher durch die Gasse wandelten wie durch eine Ausstellung. Staub beginnt ein Projekt jeweils mit einer Frage, die ihn persönlich umtreibt: Wieso weiss ich so wenig über meine Grosseltern? Gibt es einen

Punkt, an dem ich erwachsen geworden bin? Dann sucht er seine Gesprächspartner, wählt Frageformate und Gesprächsort. Die Enkel in «Meine Grosseltern» sassen zum Beispiel im alten Sessel seiner eigenen Grossmutter, die er nie gekannt hat. Dann geht es darum, wie das Material präsentiert werden soll. Wann nur Ton? Wann dazu Video? «Ich verwende viel Zeit auf die Beziehung von Stimme und Auge», erklärt Staub diesen Prozess. «Zeige ich alte Gesichter, die ihren eigenen Erinnerungen zuhören? Oder junge Gesichter, die über alte reden?» Immer lässt er dem Zuschauer die Möglichkeit und die Verantwortung der Wahl. Bei einem einzigen Besuch kann niemand alles sehen oder hören.

Die Kunst der Wahl betreibt er als «Komponist» zunächst selbst, indem er entscheidet, welche Passagen aus einem einstündigen Gespräch er zu einem achtminütigen Porträt verdichtet und welche Gespräche er für eine Installation verwendet. So sind in der jetzigen Ausgabe von «Meine Grosseltern» im Salzmagazin Stans vierzig der über 270 Enkel-Gespräche zu hören. Staub arbeitet Motive und Bezüge heraus und lässt Lücken für die Imagination: Wenn eine Enkelin erzählt, 1939 habe ihre Grossmutter als Pianistin in Berlin Erfolg gehabt. Oder wenn man in der Audio-Besichtigung vor einem Haus jemanden über einen dubiosen Bewohner sprechen hört und dann ein

«Etliche Leute haben wegen eines Projekts zum ersten Mal mit ihren Nachbarn gesprochen.»

Mann heraustritt und man sich fragt, ob das nun derjenige ist.

Staubs Kunstprojekte im Spannungsfeld zwischen Journalismus und Wissenschaft, Performance und Ausstellung sind ebenso wenig eindeutig einer Sparte zuzuordnen wie er selbst, der sowohl Theater- wie auch Religionswissenschaft studiert und von 2002 bis 2004 als Dramaturg am Zürcher Neumarkt-Theater gearbeitet hat. Bis heute sind viele seiner Arbeiten in Theatern zu sehen. So auch «Die Namen der Liebe», die seit Freitag im Foyer der Gessnerallee Zürich gezeigt werden. Bei der Installation handelt es sich um 24 Ton- und Video-Spuren mit Menschen, die benennen, wem ihre Liebe gegolten hat: eine Komposition aus Vornamen.

Gewissheiten hinterfragen

Doch Staub zieht es in Museen und an andere Orte, wo eine Arbeit über längere Zeit gezeigt werden kann. Denn Zeit ist zentral in seinen Projekten. Zeit für Gespräche, die nicht immer auf Anheb stattfinden. Zeit des Besu-

chers, um sich einzulassen. Zeit für die Projekte selbst, die Staub als eine Kombination von Sammlung und Ausstellung über Jahre weiterentwickelt.

Auch sein neuestes Vorhaben, «21 – Erinnerungen ans Erwachsenwerden», das im September im Künstlerhaus Mousonturm in Frankfurt präsentiert wird, ist als Langzeitprojekt angelegt: Der Erinnerungssammler fragt zunächst die Bewohner eines Betagtenheims, wie sie erwachsen wurden und wie sie das Jahr erlebten, in dem sie 21-jährig wurden. Der älteste erzählt von 1938, die jüngste von 1960. Ziel ist es, für jedes Jahr bis in die Gegenwart mindestens eine Person zu finden.

In Zukunft würde er seinen Ansatz gerne in andere Sprach- und Kulturräume übertragen, in denen die eigenen Gewohn- und Gewissheiten – so seine Erfahrung nach zwei Jahren in St. Petersburg – in Frage gestellt werden. «Eigentlich zieht es mich ins Museum. Aber leider sind diese Institutionen oft so elitär», sagt er bedauernd.

Darum möchte er seine Projekte ebenso an Orten zeigen, an denen auch Leute verkehren, die nie ein Theater oder ein Museum betreten. Im besten Fall wirken die aufgezeichneten Gespräche auf den betreffenden Ort ein. So sitzt die afrikanische Coiffeuse, die sich über die rassistischen Berner beklagte, seit Mats Staubs Projekt im Rathausgasse-Quartierverein. Und etliche Leute haben dabei zum ersten Mal mit ihren Nachbarn gesprochen.

Ein Glückssucher blickt hinter die erleuchteten Fenster

Mats Staub wollte Manager werden, doch nun erfindet er sich Jahr für Jahr ein neues Projekt. Dabei ist ihm wichtig, die Menschen zum Erinnern anzuhalten. «Es braucht Momente des Innehaltens, um sich zu vergegenwärtigen, was gewesen ist, woher etwas kommt, wie wir zu denen geworden sind, die wir sind – und ob das so bleiben soll», sagt der 38-jährige Künstler.

Interview: Mathias Morgenthaler
mathias.morgenthaler@espacemedia.ch

Herr Staub, Sie realisieren Jahr für Jahr eigene Kunstprojekte. Einmal eine Audio-Bar mit Liebesbriefen, dann ein Erinnerungsbüro, in dem Sie die Erinnerungen von Enkeln an ihre Grosseltern aufzeichnen, und nun verwandeln Sie die Berner Rathausgasse in einen Ausstellungsort. War in Ihrem Leben die Neugier immer grösser als die Angst?

MATS STAUB: Die Angst war nicht klein, aber die Neugier konnte sich meistens durchsetzen. Wenn es stimmt, dass man entweder Glückssucher oder Unglücksvermeider ist, dann gehöre ich sicher zu jenen, die das Glück suchen. Das Wirtschaftsgymnasium begann ich noch mit dem erklärten Ziel, später ein Manager zu werden. Glücklicherweise weckten ein guter Deutsch- und Musiklehrer andere Interessen. Nach der Matura hätte ich am liebsten ein Zwischenjahr eingelegt und jeden Monat einen anderen Beruf ausprobiert – vier Wochen in einer Fabrik, vier Wochen im Büro, vier Wochen als Strassenwischer und so weiter. Die wirtschaftliche Lage war aber so unsicher, dass ich fürchten musste, ein Jahr in der Fabrik hängen zu bleiben. Also begann ich dann doch, Theaterwissenschaften, Journalistik und Religionswissenschaften zu studieren.

Da waren Sie immer noch auf gutem Weg, später einen ganz gewöhnlichen Beruf zu ergreifen.

Ich arbeitete neben dem Studium als Journalist. Das war fantastisch, weil mir diese Rolle erlaubte, unterschiedlichsten Menschen Fragen zu stellen. Die Kehrseite war, dass man für alles zu wenig Zeit hatte. Wenn ich eine Geschichte so recherchierte und schrieb, wie ich das für richtig hielt, standen Aufwand und Ertrag in keinem Verhältnis. Zudem tat ich mich bald schwer mit der Rolle des Theaterkritikers. Was zählte war doch, ob mich eine Aufführung berührte, und genau dies war nicht möglich, wenn ich möglichst objektiv darüber schreiben musste.

Nach dem Universitätsabschluss wechselten Sie die Seite und wurden Assistent am Neumarkttheater.

Ja, «Tramaturg», wie der Beamte ins Formular schrieb, als ich mich in Zürich anmeldete. Ich bin da hineingerutscht und erhielt relativ rasch die Chance, etwas Eigenes zu machen. Das Theater ist ja sehr feudalistisch organisiert, es gibt die Könige, sprich: die Intendanten, und wenn du deren Gunst hast, kannst du etwas tun. Ich schlug das Projekt «5000 Liebesbriefe» vor, das den Theaterbesuchern erlauben sollte, in vielschichtige Liebesgeschichten aus



Mats Staub: «Die Neugier konnte sich meistens gegen die Angst durchsetzen.»

dem 20. Jahrhundert einzutauchen. Das ungewohnte Projekt zog allen Bedenken zum Trotz sehr viele Besucher an, auch solche, die sonst nie einen Fuss in dieses Theater gesetzt hätten.

Trotz des Erfolgs verliessen Sie das Neumarkttheater.

Wenn der König abdankt, muss der Hofstaat auch gehen. Es gab aber noch einen tieferen Grund. Ich war als Dramaturg immer im Spannungsfeld zwischen Intendant und Regisseur. Da wirst du oft zwischen fremden Interessen zerrieben, kommst eigentlich immer zu spät und kannst nur das Schlimmste verhindern. Da ich mich bei einem Gastspiel verliebt hatte, lockte der Umzug nach St. Petersburg. Ich fragte mich: Was wird dich mehr reuen, wenn du als Grossvater auf dein Leben zurückschaust? Nicht Chef dramaturg in Hamburg geworden oder nicht nach Russland gezogen zu sein? Ich entschied mich für das Abenteuer und adaptierte das Liebesbriefe-Projekt für Russland und später für Wien.

Und dann lancierten Sie in Bern das Langzeitprojekt «Meine Grosseltern», das inzwischen weit über die Landesgrenzen hinaus Erfolge feiert. Hat es Sie nie gestört, keiner Erwerbsarbeit mit sicherem Einkommen nachzugehen?

Nach der Rückkehr in die Schweiz habe ich das versucht. Als notorischer Vielarbeiter sagte ich mir: 80 Prozent Brotjob und 70 Prozent Kunst, das müsste aufgehen. Leider ging es überhaupt nicht auf. Nach Feierabend im Büro konnte ich nicht einfach auf Inspiration schalten. Ich realisierte, dass ich mich mit einem sogenannten Standbein zu wenig bewegen kann, dass ich beide Beine brauche, um in der Kunst etwas zu realisieren. Natürlich ist es schwierig, die Ungewissheit auszuhalten. Ich habe nur eine ungefähre Ahnung, was ich in einem oder zwei Jahren machen werde und kann nicht sicher sein, dass ich mich davon werde ernähren können.

Zuletzt haben Sie 2,5 Monate in der Berner Rathausgasse gelebt und Gespräche aufgezeichnet mit den Bewohnern. Was war Ihr Antrieb für dieses Projekt?

Es gab ein langjähriges Interesse und einen plötzlichen Impuls. Bereits beim Liebesbrief- und beim Grosseltern-Projekt standen Lebensgeschichten von Menschen im Zentrum, die nie prominent gewesen sind. Und seit fünf Jahren hatte ich den Arbeitstitel «Blick hinter erleuchtete Fenster», weil ich mich bei abendlichen Stadtspaziergängen oft fragte, was für Geschichten dahinter verborgen sind und wie verschiedenste Schicksale zu einer Nachbarschaft in derselben Strasse geführt haben. Im letzten Herbst betreute ich im Schlachthaus Theater an der Rathausgasse eine Theaterproduktion – da dachte ich auf einmal, dass man sich hier mit derselben Aufmerksamkeit wie in einer Ausstellung bewegen sollte. Im Frühling quartierte ich mich hier ein, führte Gespräche, nahm mir viel Zeit und gewann das Vertrauen von immer mehr Geschäftstreibenden und Bewohnern. Die Besucher werden nun im Schlachthaus Theater mit einem iPod ausgerüstet und können damit durch die Gasse gehen und all den Lebensgeschichten lauschen.

Welches Anliegen verfolgen Sie mit Ihrer Arbeit?

Ich finde es gut, wenn sie Menschen zum Erinnern anhält. Anhalten ist durchaus wörtlich zu verstehen. Es braucht Momente des Innehaltens, um sich zu vergegenwärtigen, was gewesen ist, woher etwas kommt, wie wir zu denen geworden sind, die wir sind – und ob das so bleiben soll. Vieles, womit wir uns im Alltag beschäftigen müssen, ist doch eigentlich Schrott. Ich bin kein Nostalgiker, benutze ein Smartphone und blättere auch in Gratisblättern, aber ich möchte mich nicht nur mit Unwesentlichem herumschlagen. Wenn wir etwas tiefer in Lebensgeschichten anderer Menschen eintauchen, führt das immer auch zu einer Auseinandersetzung mit uns selbst.

Schliessen Sie aus, wieder eine feste Anstellung anzunehmen?

Ich weiss es nicht. Jedes Mal, wenn ich einem Impuls gefolgt bin, der tief aus mir kam, sind daraus gute Projekte entstanden. Ich kann nur hoffen, dass das weiterhin funktioniert. Im Moment recherchiere ich in Wien, dort gibt es ähnlich spannende Gassen wie die Rathausgasse – und ich möchte mit dem «Memory Bureau» in England Geschichten von Grosseltern sammeln.

Kontakt und Information:
www.erinnerungsbuero.net

Der Gedankenfilmer

baz 2.10.10

maturg Mats Staub zeigt zum 30. Geburtstag der Kaserne die Installation «Feiertage»

gen von Enkeln an ihre Grosseltern auf. Als Audioinstallation war das Projekt am Theater Basel zu Gast, aber auch am Zürcher Theaterspektakel, in Hannover, Wien, Genf. In Form einer Ausstellung ist es zurzeit im Berner Museum für Kommunikation zu sehen, ab April 2011 im Museum BL in Liestal.

ZWISCHENFORMATE. Bei all seinen Projekten überschreitet Mats Staub Genrengrenzen. «Mich interessieren Zwischenformate», sagt der 38-jährige Berner, der sein Kunstprojekt «Erinnerungsbüro» seit rund zwei Jahren in Basel betreibt. Zuvor studierte er Theaterwissenschaft, Journalismik und Religionswissenschaft und war von 2001 bis 2004 als Dramaturg am Theater Neumarkt engagiert. Doch statt seine Karriere innerhalb bestehender Häuser voranzutreiben, machte Staub sich lieber selbstständig. Das finanzielle Risiko sei gross, sagt er, doch die Freiheit, seine eigenen Ideen verfolgen zu können, sei dieses Risiko wert.

Staubs Projekte nehmen in kleinen Schritten Gestalt an, wobei am Anfang oft nicht klar ist, wohin die Arbeit führen wird. Bei «Feiertage» führt sie den Betrachter geradewegs in den eigenen Kopf. Denn die Partnerin in der Installation beantwortet, richten sich auch an den Besucher. «Wie viele Geburtstage hast du mit einem grossen Fest gefeiert?», fragt Staub. Und: «Wie viele Freunde hast du, auf die du dich verlassen kannst?» Bis am Ende eine Antwort feststeht, rauscht vor dem inneren Auge das Leben vorbei. Und in jeder Zahl steckt plötzlich eine lange Geschichte.

> **Kaserne**, Basel, c. 2.9.-21.11. Mehr zum Jubiläum der Kaserne: **SEITE 49**



Neugier als Kunstprinzip. Mats Staub zeigt in seinem Film keine Scheu vor indiscreten Fragen. Foto: Mische Christian

Auch das Gespräch mit Staub nimmt unvorhergesehene Wege, führt weg von seinem aktuellen Projekt und hin zu allem, was er vorhat. Er spricht und raucht und hat nach einer Stunde noch immer keinen Kaffee bestellt. «Ich würde extren gerne mal ...» ist ein Satz, den er oft benutzt.

Die Chance, dass er dranbleibt, ist gross – Langzeitprojekte sind Staub's Markenzeichen und seine Leidenschaft. Für «5000 Liebesbriefe» sammelte er Briefe aus 112 Jahren Wiener Festwochen als Hörerlebnis über Kopfhörer. In der Schweiz bekannter wurde sein Projekt «Meine Grosse Eltern. Erinnerungsbüro»: Über Jahre zeichnete Staub die Erinnerungun-

ten, Nasenflügel beben. «Vier», sagt die dunkelhaarige Frau. «500», sagt der Mann mit dem Dreitagebart. Staub stellt die nächste Frage: «Wie viele gute Freunde hast du verloren?» Mats Staub nimmt sich Zeit, um Antworten reifen zu lassen – die seiner Gesprächspartner, aber auch seine eigenen. Er trägt Ideen monatelang mit sich herum, dokumentiert Einfälle und Beobachtungen in kleinen Notizbüchern. Er sammelt und fotografiert scheinbar beliebig, bewahrt Kassenzettel auf oder nimmt die leeren Stühle von Aufsehern in Museen mit der Kamera auf. Aus all dem entstehen Projekte, die am Ende oft ganz anders aussehen, als Mats Staub sich das am Anfang vorgestellt hat.

LANGZEITPROJEKTE. Zum Beispiel wollte er verschiedenen Menschen die Fragen stellen, die jetzt zur Installation «Feiertage» geführt haben. Sieben Baslerinnen und Basler im Alter von dreissig Jahren hat Staub mit denselben neun Fragen konfrontiert. Das Ergebnis, eine Installation aus neun Bildschirmen, ist ab heute im Rosenthal der Kaserne Basel zu sehen.

MIRIAM GLASS
Mats Staub (38) hat 30-jährigen Baslerinnen und Baslern vor laufender Kamera Fragen zu ihrem Leben gestellt, die sich in Zahlen beantworten lassen.

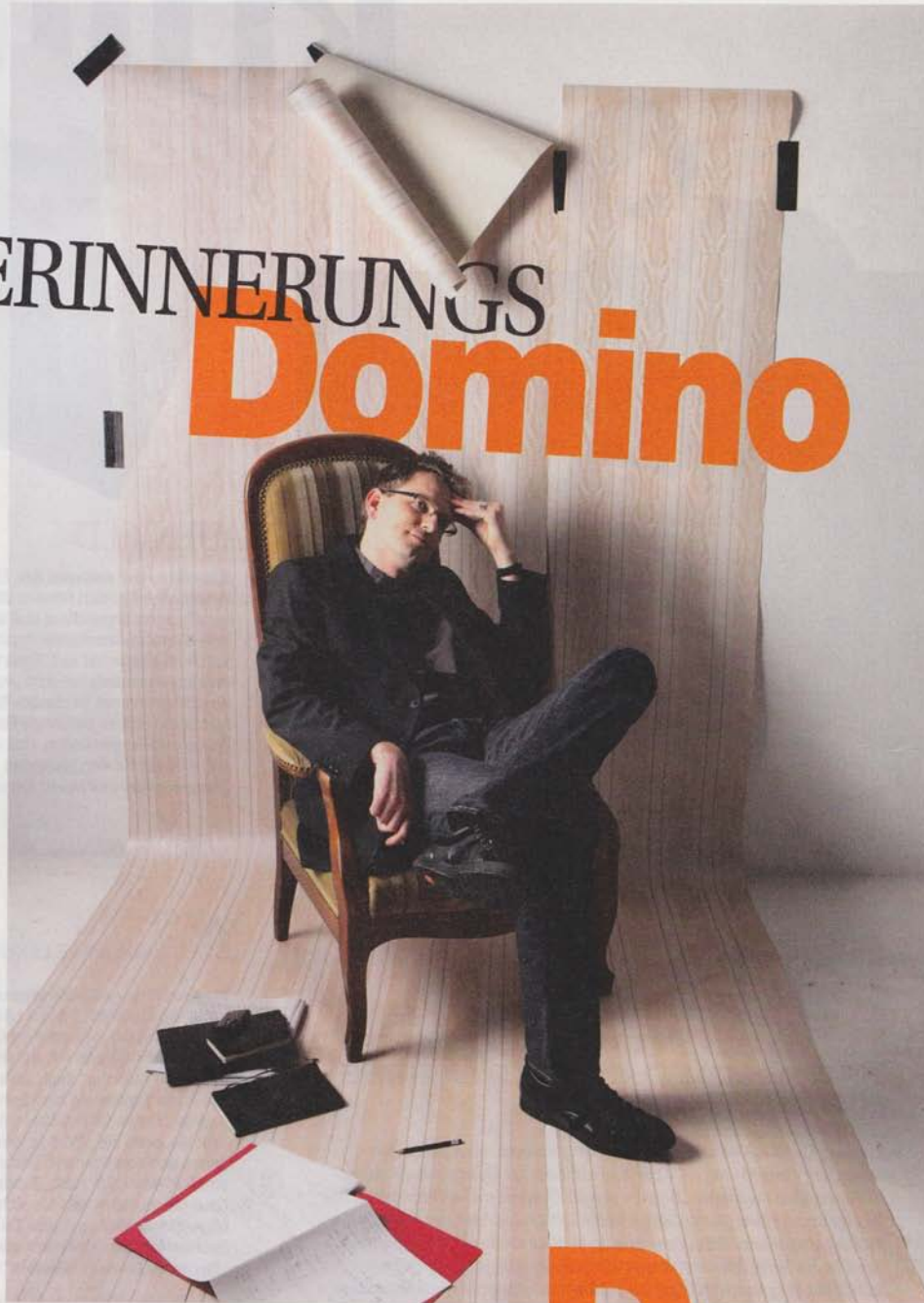
«In wie viele Menschen hast du dich verliebt?» fragt Mats Staub. Dann lässt er die Kamera laufen. Richtet sie auf das Gesicht der Person, die mit einer Zahl antwortet. Und macht in den langen Sekunden, die bis zur Antwort verstreichen, das Unsichtbare sichtbar: Er zeigt, wie Gedanken durch einen Kopf ziehen, wie Erinnerungen sortiert werden für einen kurzen Moment zurückkehren. Wir sehen Augenbrauen zucken, Kiefer arbei-

den, Nasenflügel beben. «Vier», sagt die dunkelhaarige Frau. «500», sagt der Mann mit dem Dreitagebart. Staub stellt die nächste Frage: «Wie viele gute Freunde hast du verloren?» Mats Staub nimmt sich Zeit, um Antworten reifen zu lassen – die seiner Gesprächspartner, aber auch seine eigenen. Er trägt Ideen monatelang mit sich herum, dokumentiert Einfälle und Beobachtungen in kleinen Notizbüchern. Er sammelt und fotografiert scheinbar beliebig, bewahrt Kassenzettel auf oder nimmt die leeren Stühle von Aufsehern in Museen mit der Kamera auf. Aus all dem entstehen Projekte, die am Ende oft ganz anders aussehen, als Mats Staub sich das am Anfang vorgestellt hat.

den, Nasenflügel beben. «Vier», sagt die dunkelhaarige Frau. «500», sagt der Mann mit dem Dreitagebart. Staub stellt die nächste Frage: «Wie viele gute Freunde hast du verloren?» Mats Staub nimmt sich Zeit, um Antworten reifen zu lassen – die seiner Gesprächspartner, aber auch seine eigenen. Er trägt Ideen monatelang mit sich herum, dokumentiert Einfälle und Beobachtungen in kleinen Notizbüchern. Er sammelt und fotografiert scheinbar beliebig, bewahrt Kassenzettel auf oder nimmt die leeren Stühle von Aufsehern in Museen mit der Kamera auf. Aus all dem entstehen Projekte, die am Ende oft ganz anders aussehen, als Mats Staub sich das am Anfang vorgestellt hat.

Der Schweizer
Mats Staub hat
ein Archiv der
besonderen Art.
Und Staub ist
übrigens kein
Künstlername.

ERINNERUNGS Domino



WAS GROSSELTERN ERZÄHLEN, IST EIN SCHATZ.
MATS STAUB HEBT IHN MIT SEINEM PROJEKT
„ERINNERUNGSBÜRO“ BEI DEN WIENER
FESTWOCHEN. UND: DAS IST ANSTECKEND.

TEXT: CHRISTINA BÖCK

Daran konnte sich Mats Staub noch gut erinnern: wie seine Großmutter mit zittrigen dünnen Fingern die Umriss von Afrika in die Luft malte. „In den letzten Jahren hat sie nur mehr von ihrer Zeit in Afrika erzählt. Und es hat sich immer wieder gelohnt zuzuhören.“ Aber irgendwann stellte Mats Staub fest: Die Geschichte, wie sich seine Großeltern in Tansania kennengelernt haben, sie eine Professorin, er ein Bauernbub, eine Liebe, die in der Heimat nie möglich gewesen wäre – diese Geschichte kannte er in- und auswendig. Auch die Heldenepisode, als sein Großvater einmal einen Leopard schoss. Aber wenn er die Lebensgeschichte seiner Großeltern voll-

FOTOS: INGE PRÄDER/FESTWOCHEN, PRIVAT



Verblasst sind manche Erinnerungen, so wie das Foto von Großvater Staub mit Leopard. Fotos gehören zur Installation wie die Erzählungen.

ständigen wollte, stieß er doch auf einige Erinnerungslücken: „Ich bin direkt erschrocken darüber, wie viel ich nicht gewusst habe“, sagt er. Gerade diese Leerstellen haben es ihm angetan – und führten schließlich zu seinem Projekt „Erinnerungsbüro“. Dafür fragt er Menschen nach deren Großeltern. Oder genauer gesagt: Er lässt sie vom Leben ihrer Großeltern erzählen. 200 solche Gespräche hat er schon geführt, aufgezeichnet und als „Hörinstallation“ präsentiert. Da gibt es eine Landkarte, auf der verzeichnet wird, wo der Enkel und die vier Großeltern jeweils geboren worden sind. Und es gibt alte Fotos. Und Erinnerungen auf einem iPod. Begonnen hat Staub sein Langzeitprojekt in der Schweiz – bei den Wiener Festwochen ist er jetzt mit einer österreichischen Edition zu Gast. „Ich habe gewusst, dass ich damit unbedingt nach Wien kommen muss. In der Schweiz habe ich bei den Erzählungen doch gemerkt, dass das Land im Krieg so eine verschonte Insel war. In Österreich ist das schon sehr spannend. In Wien hört man diese Vermischung von Opfer- und Täterschaft explizit durch. Das Ausblenden der Zeit des Zweiten Weltkriegs ist sehr stark.“ Bei diesen Gesprächen zeigte sich aber: „Ob das den Enkeln jetzt recht ist oder nicht – da ist eine große Empathie, selten kommt es zur Verurteilung, meist ist da der Versuch, sich in die Großeltern hineinzuversetzen.“

Zeitreise im Omassel. Wer zu Mats Staub ins Erinnerungsbüro kommt, wird auf den alten, gemütlichen Sessel seiner Oma gesetzt. Und dann kann die Zeitreise beginnen. Auch nach der Veranstaltung im Museumsquartier gibt es an manchen Tagen die Gelegenheit, Staub aufs Band zu sprechen. „Es empfiehlt sich, zu zweit hinzugehen. Denn ich kann ja nicht immer da sein. Aber man hat nachher einfach das Bedürfnis, auch zu erzählen.“ Eine Art Erinnerungsdomino. Von den Wiener Teilnehmern ist die jüngste 15 Jahre alt, die älteste schon selbst Großmutter. Ihre Enkelin hat auch mitgemacht und erzählt in ihrem Audioclip von der Entwicklung der Großmutter, mit

„ES IST EIN AUSFLUG IN EINE REGION, IN DER MAN SICH **LÄNGER NICHT** AUFGEHALTEN HAT.“

der sie „mit Plakaten für die Priesterweihe für Frauen am Stephansplatz herumgestanden ist“. Einige Jahre später hat sich die Oma scheiden lassen und lebt jetzt mit einer Frau zusammen. Die Geschichten entwickeln einen ganz eigenen Sog – auch wenn sie keine schöne Pointe oder wie Staubs eigene einen exotischen Hintergrund haben. „Die lückenhafte Erinnerung macht das auch für den fremden Zuhörer spannend.“ Vor drei Jahren war Staub mit „5000 Liebesbriefe“ bei den Festwochen. „Das war ähnlich. Beim Hören der Briefe über Kopfhörer im Kaffeehaus hat man ja auch sehr viele Lücken mit eigenen Vorstellungen gefüllt.“ Und dann gibt es noch etwas, was Staub die „fantastische Erinnerung“ nennt: „Es gibt auch eine ‚emotionale Wahrheit‘. Eine Frau hat mir erzählt, sie hat immer gedacht, ihr Großvater sei Bürgermeister gewesen. Und dann hat sie herausgefunden, er war nur Schreiber. Und sie hat gesagt: Aber für mich bleibt er Bürgermeister.“

Zeitgeistopas. Das zeigt auch gut, worum es Mats Staub geht: nicht oberflächlich um Oral History, sondern um „die Frage, was ist Wahrheit, was können wir wissen, wie erzählen wir etwas weiter?“. Das Phänomen „Erinnerung“ fasziniert ihn schon lange: „Jahrzehntelang hat man vielleicht nicht gewusst, dass man das weiß. Im Gespräch taucht das einfach wieder auf. Es ist ein Ausflug in eine Region, in der man sich länger nicht aufgehalten hat.“ Und schließlich ist es nicht nur die Vergangenheit, die Mats Staub in seinem Projekt thematisiert. Seine Gesprächspartner fragt er auch immer, wie sie einmal selbst als Großeltern sein wollen: „Da sagen eigentlich fast alle, dass sie verrückte Omas oder Opas sein wollen. Das muss der Zeitgeist gerade sein ...“ ♦

Tipp

Wiener Festwochen 8. 5. bis 14. 6., Eröffnung am Rathausplatz mit Randy Crawford, Juliette Greco, Dulce Pontes und anderen.
Erinnerungsbüro ab 25. 5., Kunsthalle, Ursula Blickle Lounge.
www.festwochen.at
Weitere Festwochen-Tipps unter

schaufensterdiepresse.com